

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

179 (3.8.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Der Dize-Batocki.

Von Julius Berfab.

Es gibt unverbesserliche Pessimisten, die nach dem ungewohnten „Genuß“ einer Tasse schwarzer Kaffeebohnen sich einbilden, die Welt wäre für den Untergang reif. Mein Freund X. ist ein Mensch dieser Art, und weder die Fleischmärkten, noch das Kriegsmuß, noch der Sonigerlag vermochten seiner Gedanken Bitternis zu befähigen oder zu verjagen. In seiner Schwarzseherei versicherte er, in einigen Monaten werde es in ganz Europa kein lebendes Tier mehr geben. Keine Fische, keine Gänse, keine Krähen, Spatzen, Ratten, Mäuse und der letzte Europäer werde wahrscheinlich selbst nicht mehr ein Brenneisenband zur Ruhe besitzen, wenn er, als Rest des Kampfes Aller gegen Alle zu den Wilden als Missionar auswandern wolle.

Da schlug ich mit der Faust auf den Tisch, daß der Bieresatz über den Maßfrugrand hüpfte und wollte Galt gebieten. Aber er ließ seine Phantasie nicht in Zügel legen und setzte mir, scharf ins Auge blickend, die Frage vor: „Was macht Ihr, wenn Ihr kein Brot und keine Marken mehr habt?“

Ich vermutete eine moralische Falle dahinter und wollte ablenken. Er aber wiederholte seine Frage: „Was Ihr macht, meine ich.“

„Wie richten uns ein; wir rationieren unsern Anteil“, sagte ich.

„Das tun wir auch“, gab er zurück. „Und wir haben auf dieses Beispiel vor einigen Tagen die Hauptprobe gemacht.“

Ich wurde gespannt.

„Ja, wir haben das Batockium ins Kleine übertragen. Und ich war sozusagen der Dize-Batocki. Das heißt, ich übernahm die Verteilung.“

„Der Lebensmittel?“

„Nein, der Marken! Ja, wenn ich Lebensmittel zu verteilen gehabt hätte! — Aber, Spaß in die Vergangenheit. Weil wir nämlich mit dem Brot nie ausreichten, weil eins dem andern in brot- und markenlosen Tagen vorwarf, es habe das meiste gegessen, entschlossen wir uns nach eingehender Beratung zur Rationierung. Mit Ablauf der 38. Brotkartenausgabe sollte, nach vorheriger Ausbilanzierung durch allerhand Ausgleichsmittel, der folgende Beschluß in Kraft treten: „Jedes bekommt seine Marken, die ihm zustehen und das Geld dazu. Das Mehl gehört dem Haushalt.“

Große Begeisterung. Und das Mehl gehört selbstredend dem Haushalt, weil man doch auch einmal Pfannkuchen oder Spätzle essen will.

Am meisten freute sich die kleine Annamirle, die in Friedenszeiten morgens sechs Semmeln in der Kasse brockte. „Wieviel darf ich da jeden Tag essen, Papa?“

Da sie eine gute Rechnerin ist, überließ ich ihr die Ausrechnung: „Sechs Pfund in 14 Tagen.“

„Das ist ja nicht einmal ein halbes Pfund am Tage!“

„Aber Annamirle ist nicht so bald geschlagen. Und indem sie ihrer nachdenklich dastehenden Mama auf den Schoß klettert, tröstet sie diese und sich mit der zweifelhaften Aussicht auf trümmige Wege.“

Und es wurde manchmal etwas mehr gegessen. Annamirle hatte ihren Brotlaib wohl in die nächste Nähe ihrer Sparkasse gelegt, aber der Brotlaib ließ sich dadurch nicht imponieren. Zum mindesten protestierte es nicht und machte auch keine moralischen Vorhaltungen, wenn Annamirle öfter, als die Polizei erlaubt, mit gezücktem Messer austrat.

Meine Frau hatte als Platz den Brotkorb gewählt und ich eine meiner Schreibstischblätter.

Am ersten Morgen ging alles glatt. Jedes befeiligte sich, seine Ration einzuhalten. Aber schon am Abend ergab sich, daß die Sache zu einem Brotwettrennen sich auswachsen werde. Annamirles Laib war um drei Schnittlingen kürzer als der ihrer Mama, der mit meinem noch Schritt hielt. Der zweite Tag endete mit einem noch größeren Vorprung der Mamen und am dritten wäre ich mit meiner Frau beinahe in Klagenzustand geraten, weil unsere nicht mehr gleich waren und das kleinere Stück sich weder zu ihr noch zu mir bekennen wollte. Sie behauptete, das Größere gehöre ihr — ich das Gegenteile. Und da ich der Meinung war, daß die Ehe doch so etwas wie eine Republik sein könnte, wenn man die Verfassung zum Ministerpräsidenten mache, schlug ich vor, die Differenz gemeinsam zu verpacken. So endete der Konflikt mit einer Ökonomieberatung.

Jeder folgende Tag ließ trotzdem beim Morgenkaffee die Harmonie der Revolution erkennen, die nur die merkwürdige Diktatur niederhalten konnte. „Ich reiche nicht!“ sagte Annamirle. „Ich reiche ja auch nicht!“, antwortete ihre Mama und ich mußte selber klammern gehen, daß ich insgeheim nach meinem Stuhl überschritten habe.

Am nächsten Tage war Annamirle so weit, daß sie das Stuhl, will sagen, daß sie den Rest ihrer Brotmarken dahinterlassen sah. Als gute Rechnerin stellte sie fest, daß sie da eigentlich ein ganzes Pfund am Tag verzehrt habe. Natürlich wollte sie mich ompumpen, weil ich immerhin noch am meisten hatte, zudem war ich ja der Diktator.

Ich verachte hart zu sein wie die Stadtbäder, aber Annamirles Dampfbohrer kamen auf Tränen dahergekommen. Ich werde es Dir wieder geben. Wenn ich morgen für die Diktatur erwache, darf ich vielleicht etwas davon behaupten.“

Die vorhin erwähnte Diktaturpolitik sah ich klar, daß dieses System über den Haufen schließlich zum Staatsbankrott führen müsse. Deshalb schlug ich vor — da es nun schon egal ist und es so oder so dahingehet — den Wirtschaftskaplan bitten zu ändern, daß das alte System des Fortwärtens wieder Platz zwischen sollte. Und so ging es dem gemeinsamen Rest an den Tagen, der, obwohl Annamirle wirklich 4 Pfund dazu erwarbte, zwei Tage vor der Verteilung — nicht dem Beginn! — der 40. Brotkartenausgabe zu Ende war.

Und dann gab es bei blohem Kaffee wieder Tränen und unpatriotische Mundwinkel. Ich frag sehr entrüstet: „Wollt ihr, daß wir siegen, so tragt doch diese kleine Entbehrungsoffer!“ Meine Frau aber antwortete: „Wir wollen Brot!“ „Das ist ja die Revolution, die so spricht!“ rief ich aus und schloß das Zimmerfenster, damit dieser Ruf nicht über die Grenzen dringe. Allmählich lenkten meine hässlichen Untertanen wieder ein. „Dast du nicht irgendwo noch Marken verstreut, Papa?“ frag die Kleine, indem sie sämtliche Schubläden durchstöberte. Es war umsonst.

Und noch einmal empörte sich meine Frau: „Daß dieses nicht gut sein kann, hättest du, wenn du schon so geistig sein willst, vorher wissen sollen. Dann hätte man es anders gemacht.“

Vielleicht hat Peter Hille doch recht, wenn er sagt: Die Ehe kann niemals ein Republik sein. . .

Kurzum, die Sache endigte in einer Miniaturrevolution, woraus mein Freund die Schlüsse zu ziehen sich für berechtigt hielt, die ich am Anfang mitteilte.

Auch die Möglichkeit, daß das kommende Erntejahr doch auf alle Fälle wenigstens eine gute Weinernte uns die Aussicht bringe, daß man sich letzten Endes in Weinen erlösen könne, bezog ihn nicht, die Welt durch eine goldigere Abendröte zu betrachten.

Der Erfinder der flüssigen Luft.

Zwei große Ehrungen hat die deutsche Technik zu vergeben: die der Verein deutscher Ingenieure verleiht, und der Siemensring, den eine Anzahl der bedeutendsten technischen Verbände im Verein mit der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, der Technischen Hochschule Charlottenburg und dem Deutschen Museum in München vergibt. Der erste Inhaber des Siemensringes war Karl v. Linde, der berühmte Kältetechniker, der am 11. Juli seinen 75. Geburtstag feierte.

Aus diesem Anlaß teilen die „Naturwissenschaften“ interessante Einzelheiten aus einer bisher nur als Manuskript gedruckten Selbstbiographie mit. Er studierte drei Jahre lang am Biedersteiner Polytechnikum, wo damals einige der hervorragenden Techniker als Lehrer wirkten; die berühmten Wärmetheoretiker Clausius und Zeuner sowie der nicht weniger gefeierte Maschinenbauer Reuleaux beeinflussten den jungen Studierenden aufs nachhaltigste. Das liebste Interesses für Wärmetheorie und Kältetechnik (von der die Kältetechnik ja nur eine Abzweigung bildet) wurde ihm wohl damals schon eingepflanzt. Nach einer anstrengenden Verftätigkeit wurde er dreizehnwöchentlich in der vorzüglichen Lokomotivfabrik als Ingenieur angestellt und später in München in der Lokomotivfabrik von Krauß Vorstand des technischen Bureau's.

Bald darauf, mit kaum 25 Jahren, konnte er es wagen, sich um die Professur für theoretische Maschinenlehre an der neu zu errichtenden Technischen Hochschule in München zu bewerben, „unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß es nicht gelingen sollte, einen der beiden berühmten Vertreter dieses Faches, Zeuner oder Grasshof, zu gewinnen. Außer diesen beiden sei ihm niemand bekannt, neben dem er nicht als Bewerber auftreten könne.“ Und tatsächlich erhielt er auch die Professur, die infolge seiner außerordentlichen Leistungen bereits nach wenigen Jahren in ein Ordinariat umgewandelt wurde. Mehr als zehn Jahre hat er an der Münchener Hochschule gewirkt. In dieser Zeit begann er, infolge eines Preiswettstreits, seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Kältetechnik.

Die von ihm aufgestellte Theorie der Kältemaschinen erregte solches Aufsehen, daß die Vertreter der Brauereiwirtschaft, für die die künstliche Kühlung von größter Bedeutung war, ihn nahelegten, ihnen gute Kältemaschinen zu liefern. Die ersten Versuchsmaschinen benutzten sich vorzüglich, sie wurden alsdann von der neugegründeten „Gesellschaft für kaltes Eismaschinen“ in großen Maßstab hergestellt. Damit war aber seine Leistungsfähigkeit noch lange nicht erschöpft; denn nun schritt er zur bedeutendsten Leistung seines Lebens: der Verflüssigung von Luft, Kohlenäure, Wasserstoff usw. in großen Maßstäben.

Diese flüssigen Gase sind heute in der Industrie einfach unentbehrlich. Von größter Bedeutung wurde ein Gemisch von Kohlenstoff mit flüssigem Sauerstoff, ebenfalls von Linde erfunden und „Dry-Ice“ benannt, ein Sprengstoff von gewaltiger Wirkung, der namentlich im Kriege viel begehrt wurde.

Dermisches.

Buttermilch.

Wie so manches, was man früher gering schätzte, findet jetzt die Buttermilch, die gerade in den letzten Zeiten in etwas größeren Mengen auf den Markt gelangt ist, mehr Beachtung, und es wird damit nur ein Unrecht aus der vergangenen Zeit wieder gutgemacht. Wie Dr. Kleinwühl in der Deutschen Nahrungsmittel-Zeitung schreibt, sagt ein altes Sprichwort: Buttermilch aus dem Kübel, vertreibt alle Unheil. Tatsächlich ist auch die Buttermilch bei Verdauungsstörungen und Magenleiden einen sehr wohlthätigen Einfluß aus, der wahrscheinlich durch die Wirkung der Milchsäure bedingt ist. Durch die Anwesenheit von Milchsäure wird das sonst nicht leicht verdauliche Milchweiß, der Käsestoff oder das Kasein, verflüssigt, sich in feste Klumpen zusammenzuballen. Es entsteht ein feinkörniges, leicht verdauliches Gemisch. Ferner zeichnet sich die Buttermilch durch einen hohen Gehalt an Vitamin aus einer sehr geschätzten phosphorhaltigen Eiweißverbindung. Durch einen Vorgang, der noch nicht ganz aufgeklärt ist, scheidet sich beim Buttern das Lecithin aus und geht in Buttermilch über. Dadurch wird der Gehalt an Vitamin in der Buttermilch ein bedeutend größerer als in der gewöhnlichen Milch. Wenn man Buttermilch trinken will, bedarf es sofort eine mollenhaltige wässrige Oberfläche, und es ist daher sehr zu empfehlen, die Buttermilch vor dem Gebrauch gut durchzuschütteln. Ein einfaches Mittel, das genügt, ist eine kleine Menge Wasser.

schöpfung der Buttermilch bereits so groß geworden, daß sich die Städte veranlaßt haben, auch hier eine Rationierung herbeizuführen und sie dem Kartenzwang zu unterwerfen. Wirken. In einigen Orten Deutschlands ist die Wert-

Ein U-Bootsprojekt vor 300 Jahren. Bei den Betrachtungen über U-Bootspläne in der Vergangenheit wurde jüngst festgestellt, daß auch Herder und Leibniz sich mit den Möglichkeiten eines Unterseebootbaues beschäftigten; man kann aber den U-Bootsgedanken auch noch über Leibniz zurückverfolgen; die Geschichte der Technik zum Beispiel vermittelt die Kenntnis von dem holländischen Arzt Cornelius van Drebbel, der im Jahre 1642 eine Unterseebootkonstruktion auf der Themse erprobte. Ein noch älterer U-Bootsplan jedoch, von dem bisher so gut wie gar nicht gesprochen wurde, geht, wie den äußerst interessanten Ausführungen von Prof. Dr. G. Kofstedt in der „Zeitschrift Niederjachsens“ zu entnehmen ist, wiederum auf einen Deutschen zurück, nämlich den Rostocker Professor der Mathematik Magnus Regell oder Regulus, der, 1547 als Sohn eines Professors in Rostock geboren, nach längerer Wirksamkeit an der dortigen Universität am Hofe Kaiser Rudolfs in Prag und schließlich im Dienste des pommerischen Herzogs Philipp in Stettin die verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten ausführte. Der fragliche U-Bootsplan findet sich in einem 1604 in Rostock gedruckten, heute nur noch in wenigen Exemplaren erhaltenen Buche Regells, das den Titel trägt: „Theaurus rerum selectarum, magnarum, dignarum, atium, iuvarum“ (Schatzkammer auserlesener, wichtiger, wertvoller, nützlicher und angenehmer Dinge). In diesem Werk ist von verschiedenen Erfindungen und Entdeckungen die Rede, von neuen Heilverfahren, Vorschlägen zur Verbesserung des Unterrichts, man findet darin Pläne zum Bau von Luftschiffen und schließlich ein besonderes Kapitel, das dem Unterwasserboot gewidmet ist. Diefem Unterwasserboot, über dessen wunderbare Einrichtung Regell sich nicht näher ausläßt, werden außerordentliche Fähigkeiten zugeschrieben. Man kann, so heißt es, darin unter dem Meere, unter Flüssen und Seen, in größerer oder geringerer Tiefe, in stillen sowie in stürmischen Gewässern leben und sich nach Belieben bewegen. „Mit trockenem Körper und von allen Seiten mit Luft umgeben, kann man den Grund des Meeres wie auf trockener Erde betreten, allein, zu zweien oder zu mehreren, je nach Größe der Maschine, und man kann das Fahrzeug auch unter Wasser überallhin lenken. Mit Hilfe der Unterwassermaschine können Mauern und Bauwerke unter Wasser errichtet, untergegangene Schätze gehoben, Metalle unter dem Meeresgrund feilgekauft, der Fischfang vervollkommen werden. In Kriegszeiten können auf diese Weise Schutzwerke geschaffen, Strudel beseitigt werden und so fort.“ Regell bemerkt allerdings, daß von dem Erbauer der Maschine noch eine ziemliche Anzahl Hindernisse überwinden werden müßten, und er gibt, wie bemerkt, keine technische Darstellung, sondern begnügt sich mit ganz kurzen Andeutungen. Er begründet dies damit, daß er seine Pläne nicht öffentlich darlegen könne, doch erklärt er sich bereit, Fürsten und großen Herren, die für die Sache Interesse hätten und genügend Mittel besäßen, sein Studienmaterial zu überreichen. Wie Professor Kofstedt selbst hinzufügt, könnte man diesen U-Bootsplan als eines der damals nicht seltenen Schwindelunternehmungen bezeichnen; wenn nicht die Persönlichkeit Regells und seine sonstigen Leistungen dem aufs bestimmte widersprächen. Regell ließ sich in seinen Schriften bereits über die Transfusion des Blutes, die Entziehung niedriger Lebewesen aus unbeliebten Stoffen und andere Gedanken aus, die später tatsächlich in der Wissenschaft triumphierten. Auch sein Charakter verbürgte, daß es sich um mehr als eine bloße Phantasterei handelte. Demnach wäre dieser Rostocker Mathematiker tatsächlich als einer der frühesten wissenschaftlichen Vertreter des U-Bootsgedankens zu betrachten.

Aus einem Gefangenenerlöser, so berichtet der „Einfachheits“, sind vor vierzehn Tagen Franzosen in einem Schwarzwalddorf angekommen, um da beschäftigt zu werden; ihre Unternehmung erhalten sie im Wirtshaus. Der Besohde ist nicht unbekannt, daß Gefangene gelegentlich zu entweichen versuchen, und die Schwärze Grenze ist nicht weit. Man muß also Maßnahmen treffen. Unter Bedingung eines Geldbetrages werden die Franzosen täglich in den Wald geschickt, eine Stunde vom Ort entfernt, und bekommen dort ihre Arbeit angewiesen. Dann geht der Wirtshaus wieder heim. Die Leute bleiben, mit entsprechendem Mundvorrat, den ganzen Tag über draußen, ohne Aussicht. Der Wirt im Ort aber wird angehalten, die Fenster der Räume, wo die Gefangenen schlafen, sollen, mit Eisengittern zu versehen. Man nimmt also an, daß die Leute nicht etwa aus ihrer Arbeitsfreiheit entlassen, sondern abends hrad zurückkommen, um dann, unter Gefahr des Hals- und Beinbruchs, aus ihren Fenstern im zweiten Stock zu springen. Die Franzosen sind heute noch da und bewegen sich frei im Ort. Die Gitter sind auch noch da und verschanden das Wirtshaus.

Heiteres.

Liebe Jugend! Auf der Fahrt von Nürnberg nach Stuttgart. Ich schlummere, vom Gleichförmigkeit der Räder und der Jammernde gemacht. Kurz vor Esslingen weckt mich der Ruf des Schaffners, dem Tonfalle nach ein gemächlicher Schwabe. „Bitte, die Fahrkarten vorgezeigt!“ Ich vermute in Esslingen einen Wagenwechsel und erwidere mich. „Herr Schaffner! Wohin kommen wir jetzt?“ „Nach Esslingen!“ „Kann ich da sitzen bleiben?“ „Nein, Sie können an dann und wann emol uffschanden!“ „Kriegsstuffer. Neulich las ich eine Karte, die ein Kommando aus Bayern nach Hause schrieb. Da stand unter anderem: „Der Kaffee, den du mir bringst, ist so schlecht, ein Stück Zucker, wenn man ihn hineinschmeißt, nachher schreit es um Hilfe.“ „Annappe Seiten. „Die Frau Giesede hat einen Bandwurm, der ist mindestens fünfzig Meter lang.“ — „Was Sie sagen, triegt mir den noch in der Lampa?“ (Einfach.)

Ar.
id-geg
Wädece
Entschli
In derf
die Wie
X
men, ha
Niesem
Sab
Neuen
Hof-
wersch
X
Willi
erun
gerichte
vunder
Benzwer
müße
oc.
gündelnd
des Lan
Enteobor
jähre 18 0

SS
Vorstand
unmaltich
Der
Juchthaus
schenen
Gernsbach
Wenn er
er, ohne
heiß falsch
Frankfurt
hals als P
stalt aus.
mengen
Jahren zu
Erwerbu
terhaltung
Der T
Gumman
fammen an
3. März e
dne ihn je
mann 8 Da
seiner Late
verantwortl
für schuldig
in das Sch
letzte sich
die Straffar
nenen. Die
letzen schw
hängnis, ab
Nacht
Monaten G
teilt. Bud
das Fleisch
Schneider G
Wegen Gef
hüll er
bedar, als
re sich für
Bef. Wegen
Steiner e
die Polzei
macht und d
gelagte wurd

Die Be
unter uns,
15. April g
Befehung
man sich bal
wenn nicht i
ich käme. D
Fleisch
liche Stei
ist durch eine
kump, wozu
von 60, 40 u
Agrarier sch
Wirt. Daß
man kann, lieg
als eine Vert
Belastung
Es ist mü
vermeiden we
Wohle her C
nicht dazu, a
oder Produkt
hüßl. Das n
man kommt i
Lösung des W
als sie nur a
umlaufähren
stigten, unt
maß, aber die
der Brüdru
r und prei
stigen wäre.
für alle Land
wertwert; mit
nationalaufwe
nach reichl